

Nicole Gozdek

Die Gilde der Schatten

Fantasyroman

Kapitel 1

Brise

Unerwartet fuhr ihm der Wind ins Gesicht. Farisios Augen brannten. Es fühlte sich für ihn wie ein Schlag an. Der Wind forderte seine Aufmerksamkeit und entlockte ihm ein Seufzen.

Natürlich hätte es auch ein Nachkomme von Wirilat sein können, der voller Übermut seine Windmagie an ihm erprobte, doch Farisio glaubte das nicht. Dann hätte er nicht dieses leise Wispern vernommen: *Hör zu!*

Farisio schloss für einen Moment müde die Augen. Sein Magen knurrte und schmerzte vor Hunger. An diesem Tag hatte er noch nichts gefunden, mit dem er das Monster, das in seinen Eingeweiden zu hausen schien, hätte besänftigen können. Und auch nicht am Tag zuvor.

Er war Hunger gewohnt, genau wie Durst, Kälte, Müdigkeit, Furcht und Wachsamkeit. Man überlebte nicht auf den Straßen, wenn man nicht hart im Nehmen war. Und Farisio war ein echtes Stehaufmännchen. So jedenfalls hatte ihn Ybbydus immer genannt.

Trauer kam in ihm auf, als er an seinen verlorenen Freund dachte, der ihm mehr Vater und Mutter gewesen war, als sein ahnungsloser Erzeuger oder seine wahnsinnige Mutter es je gewesen waren. Sechs Jahre war Ybbydus nun bereits vermisst und er hatte einen Teil von Farisios Seele mitgenommen, als er verschwand.

Der Wind nahm an Stärke zu, bis er laut brüllte und ihn aus seinen Gedanken riss. Farisio zuckte zusammen, als er wieder an seine Umgebung erinnert wurde. Es war höchste Zeit für ein warmes Plätzchen, eine Mahlzeit und ein Nickerchen.

Inzwischen hatte der launische Wind seine Aufmerksamkeit anderen zugewandt. Er fuhr durch die schweren Stoffbahnen der Marktstände um Farisio herum, brachte die Flaggen und Fähnchen zwischen den Häusern zum Tanzen und die Windspiele an den Gebäuden zum Klingen, erfand mit spielerischer Leichtigkeit eine neue Melodie und gab den Luftschiffen der Wachen über der Stadt *Brise* einen kleinen Stups. Er erzählte ihnen allen etwas, doch Farisio merkte, dass niemand dem Wind zuhörte. Niemand außer ihm.

Vielleicht musste man einsam sein, um mit dem Wind zu sprechen. Er wusste es nicht. Manchmal vergingen Tage, ohne dass er mit einem anderen Kuftari sprach. Tage, in denen er das Wort nur an Tiere oder an den Wind richtete, die ihm

wenigstens zuzuhören schienen und die nicht aufgrund seiner alten, abgetragenen und geflickten Kleidung misstrauisch vor ihm zurückwichen.

Ja, er hatte kein Geld. Aber er war kein Taschendieb, Mörder oder sonstiger Gauner. Dennoch gab ihm niemand eine Chance oder eine ehrliche Arbeit. Er hätte sich prostituieren können – Angebote von lüsternen Männern, denen sein junges Gesicht gefiel, bekam er genug –, doch lieber wäre er verhungert oder erfroren, als sich zu verkaufen.

Er hatte gehofft, dass sein Leben besser werden würde, wenn er erst einmal die verfluchte Domäne Ectorui hinter sich gelassen hatte, in der nichts je so blieb wie am Tag zuvor und jede Straße überall hinführen konnte, nur nicht wieder hinaus in eine der Nachbar-Domänen. Wie oft hatte er geglaubt, es endlich bis zum Übergang nach Gorgubi geschafft zu haben? Nur um zum Beispiel am nächsten Morgen in der Gestalt eines beinlosen Kriechtieres aufzuwachen, und sich mühsam Elle um Elle auf den Ausgang aus dem Irrgarten des Wahnsinns zuzubewegen? Und wie oft hatte er dann bei Sonnenuntergang erlebt, wie sich die wandernden Hügel wieder auf den Weg ans andere Ende von Ectorui machten und ihn mit sich nahmen? Häufig hatte er kurz davor gestanden, einfach aufzugeben, wenn er wieder einmal in der falschen Gestalt gefangen gewesen war oder sich hoffnungslos verirrt hatte. Es hatte viele Jahre gedauert, bis er dem Chaos, das Ectorui war, entkommen war. Doch selbst jetzt, einen Monat nach seiner Flucht, selbst nachdem er die Domäne Gorgubi durchquert hatte, war er noch nicht ruhiger und hatte immer noch Angst, dass die vergangenen Wochen nur ein Traum gewesen waren.

Verstohlen musterte er die Kuftari in seiner unmittelbaren Umgebung. Viele von ihnen lachten oder unterhielten sich fröhlich mit ihren Bekannten oder Nachbarn, ohne zu ahnen, welch ein Glück sie hatten. Wirilat erschien ihm wie eine Oase der Zufriedenheit und des Wohlstands nach den langen Jahren des Chaos in Ectorui. Er wollte es ihnen gleichtun, doch er hatte das Lachen verlernt.

Sein Blick fiel auf eine Frau um die Sechzig, die gerade mit ihrem schwer beladenen Einkaufskorb zwischen den Marktständen auf ihn zukam. Ihr junges Gesicht erschien ihm freundlich, sodass er einen Schritt vortrat und sie ansprach: »Bitte, Herrin, haben Sie etwas zu essen für mich?«

Sie zuckte überrascht zusammen. Farisio bemerkte, wie ihr Blick blitzschnell über seine hagere Gestalt und sein kantiges Gesicht fuhr, das durch seinen großen Hut zum Teil im Dunkeln lag. Zurückhaltung lag nun in ihrer Miene und sie zog den Einkaufskorb dichter an ihren Körper, bevor sie stumm den Kopf schüttelte.

»Verschwinde, Bettler«, rief einer der Marktstandbesitzer wütend und schwang drohend die Faust in Farisios Richtung. »Sonst hole ich die Wachen!«

Der rundliche Händler griff zur Trillerpfeife, die um seinen Hals hing. Ein einfacher Weg für die ehrenwerten Bürger der Stadt *Brise*, um die Wachen zu rufen, die mit ihren Luftschiffen in einigen Metern Entfernung über ihren Köpfen oder zu Fuß in den Straßen patrouillierten. Ein gellender Pfiff und Farisio würde eine unangenehme Nacht im Gefängnis bevorstehen.

»Ich gehe ja schon«, sagte er leise. Sein Magen knurrte laut und übertönte seine Stimme, doch noch nicht einmal das rief etwas Mitgefühl bei den Marktbesuchern hervor, geschweige denn bei den Verkäufern.

Farisio verlor den Mut. Er wandte sich um und ging. Das Verrückte war, dass er noch nicht einmal arm war. Er besaß lediglich kein Geld. Doch niemand, dem er die geerbten Schmuckstücke seiner Mutter zeigte, glaubte ihm, dass er sie nicht gestohlen hatte. Pfandleiher und Juweliere bekamen ein gieriges Funkeln in den Augen beim Anblick der wertvollen Ketten, Armbänder, Ohrringe und Ringe, die seine schöne und berühmte Mutter von ihren Verehrern geschenkt bekommen hatte. Zwei hatten ihn bestohlen und drei weitere hatten es versucht. Jedes Mal war es ihm nur dank seiner flinken Füße gelungen, ihnen und ihren Schergen zu entkommen. Das eine Mal, als er den Diebstahl angezeigt hatte, hatten die Wachen ihm nicht geglaubt und er hatte eine Nacht im Gefängnis verbringen müssen wegen Verleumdung unbescholtener Bürger.

Unbescholtene Bürger, pahl!

Farisio verzog das Gesicht. Er hatte ehrlichere Diebe und Huren kennengelernt als manch angesehene Bürger, die unter dem Deckmantel von Reichtum und Ehre die verabscheuungswürdigsten Verbrechen begingen und diejenigen bestahlen oder ermordeten, mit denen sie kurz zuvor noch diniert oder höflich Konversation gemacht hatten.

Er merkte, dass er erneut gefährlich unaufmerksam gewesen war, als er plötzlich vor einer Wand aus Ziegeln stand und nicht wusste, wie er dorthin gekommen war. Erschrocken sah er sich um. Überall um sich herum entdeckte er hohe Mauern, die von abblätterndem Putz, Dreck und Wasserflecken überzogen waren. Farisio befand sich in einer dunklen Gasse. Einer Sackgasse ohne Fluchtweg, so wie es den Anschein hatte, und ihm wurde der Magen flau, als er sich ausmalte, was hätte geschehen können. Nur durch Glück war es helllichter Tag und die Gasse war leer.

Seine Augen brannten und er zwang sich, tief durchzuatmen. Er würde jetzt nicht weinen.

Doch langsam war er am Ende seiner Kräfte. Er musste etwas tun, etwas ändern. Viel länger hielt er das nicht mehr durch.

Der Junge schlang die Arme um sich und schluckte gegen den Kloß in seiner Kehle an, während seine Gedanken panisch rasten. War es ein Fehler gewesen, sich älter

zu machen? Hätte die junge Marktbesucherin ihm vielleicht etwas zu essen oder ein paar Geldstücke gegeben, wenn man ihm sein Alter angesehen hätte?

In Gorgubi hatte er es nicht gewagt, sein wahres Alter, seine Haare oder sein ungeschminktes Gesicht zu zeigen. Jung, allein unterwegs und hübsch waren dort nur Synonyme für *leichtes Opfer* und *kostbare Ware*. Diese Lektion hatte er schnell gelernt. Je dreckiger er war, je mehr er stank, je älter er erschien, desto besser für seine Gesundheit.

Das Schluchzen war überraschend. Es dauerte einen Moment, bis er erkannte, dass es nicht von ihm selbst kam, sondern von irgendwo aus der dunklen Gasse. Doch woher genau? Und von wem?

Mülltonnen, alte Kartons, zerbrochene Gegenstände und Gerümpel drängten sich um ihn herum. Es roch nach Urin und Fäkalien: In seiner Müdigkeit hatte Farisio instinktiv einen sicheren Platz aufgesucht, an dem nur wenige Kuftari sein würden. Auch wenn es ihn überraschte, dass es in der sauberen, wohlhabenden Stadt *Brise* solch einen heruntergekommenen Ort überhaupt gab.

Doch woher kam das Schluchzen?

Der Junge lauschte aufmerksam und schloss die Augen, während er sich vorwärtsbewegte. Er spürte noch jemanden in der Gasse, auch wenn das Geräusch inzwischen wieder verstummt war. Jemanden, der genauso verängstigt und verzweifelt war wie er selbst.

Seine Füße hatten ihn zu einer großen Mülltonne mit Metalldeckel geführt. Anders als die übrigen Mülltonnen, die umgestoßen auf dem Boden lagen oder vor Unrat überquollen, schien diese nicht recht an den Ort zu passen. Nicht nur weil sie nur relativ wenige Dreckspuren aufwies und immer noch glänzte. Der Abfallbehälter war zu fein für diese Gasse, und Farisio bekam ein ganz schlechtes Gefühl bei der Sache.

Schnell war er jetzt an der Mülltonne und stemmte die schwere Abdeckung hoch. Doch selbst bei dieser kleinen Anstrengung zitterten ihm bereits die Arme und er musste nach Luft schnappen. Er war wirklich in keiner guten Verfassung. Und das besserte sich auch nicht, als er das Kleinkind sah, das jemand in den Müll geworfen hatte. Er verstand es nicht. Er hatte gedacht, dass Wirilat besser sein würde als Ectorui, dass man hier das Leben wertschätzen würde. Aber ein Kleinkind, das man einfach in eine Mülltonne steckte, aus der es sich nicht befreien konnte und in der es leiden würde, bis es verdurstete oder verhungerte: Das sprach eine ihm leider nur zu vertraute Sprache. Gleichgültigkeit und Grausamkeit kannte er dank seiner Mutter zur Genüge.

»Hab keine Angst. Schhh«, machte er sanft, als er das dreckige Kind aus der Tonne hob. Er musste dafür auf eklige Abfallberge steigen, aus denen das Ungeziefer

krabbelte, aber das nahm er gar nicht wahr. Er sah nur das Kind mit den großen, traurigen Augen, das vor Hunger und Durst wimmerte. Seine Entscheidung stand fest, ohne dass er groß darüber nachdenken musste. Wenn dieses Kind niemand haben wollte, dann würde er sich darum kümmern. Auch wenn das bedeutete, einige unangenehme Entscheidungen zu fällen und Dinge zu tun, vor denen er bislang zurückgeschreckt war.

Es war ein Mädchen, vielleicht vier Jahre alt, nicht mehr als ein Baby. Kuftari lernten mit vier oder fünf Jahren sprechen, also konnte er sie nicht nach ihren Eltern fragen. Nicht dass er sie ihnen nach ihrer grausamen Tat zurückgebracht hätte, aber so würde er nichts über die Kleine wissen.

»Ich nenne dich Ileija«, sagte er und erschrak, als sein Gesicht plötzlich schmerzte. Im Glanz der sauberen Metalltonne sah er, dass sich seine Lippen zu einem ungewohnten, glücklichen Lächeln verzogen hatten.

Sechs Stunden später krabbelte er aus seinem Versteck in der Erde an die Oberfläche zurück. Dorthin hatte er sich nach seinem vergeblichen Ausflug in die Stadt mit Ileija zurückgezogen. Da die Bewohner von Wirilat den Wind liebten und ihre Städte am liebsten an windumtosten Orten errichteten, war es ungewöhnlich, dass *Brise* nicht auf einer Klippe, einem Hügel oder einem Berg, sondern zu ebener Erde errichtet worden war.

Das bedeutete, dass er sich einen Unterschlupf in der Erde graben konnte, was er bei seiner Ankunft in der Stadt vor einer Woche auch getan hatte. Nun bot das Erdloch, das er mit Ästen abgestützt hatte, nicht nur ihm einen geschützten Schlafplatz in der Nacht und ein Versteck vor den aufmerksamen Blicken der Wachen aus der Luft, sondern auch Ileija. Er wusste allerdings, dass er schnellstens etwas anderes finden musste. Das kleine Mädchen brauchte die Wärme eines Feuers, ein sicheres Dach über dem Kopf und regelmäßige warme Mahlzeiten, und Farisio würde sein Möglichstes tun, um ihr all das zu geben.

Voller Sorge sah er zurück zum Unterschlupf. Er wollte die schlafende Kleine nicht allein zurücklassen, aber er hatte keine Wahl. Er musste Geld und Essen beschaffen und das konnte er nicht, wenn Ileija dabei war.

Ihm graute vor dem, was er in Kürze tun würde. All seine Versuche sich einzureden, dass es nicht so schlimm sei, dass auch andere Jungen seines Alters auf diese Weise überlebten, halfen nichts. Die Übelkeit ließ sich nicht abschütteln, genauso wenig wie Ybbydus' Stimme in seinem Kopf. Sein väterlicher Freund wäre entsetzt, wenn er ihn nun sehen könnte. Er hatte sich stets ein besseres Leben für Farisio gewünscht, ihm sogar angeboten, ihn bei sich aufzunehmen und zu

adoptieren. Doch er Dummkopf hatte Nein gesagt, ohne zu ahnen, dass er nie die Chance bekommen würde, seine falsche Entscheidung zu korrigieren.

»Ich tue das für Ileija«, flüsterte er. Und jetzt, beim sechsten Versuch, klang es sogar einen Hauch entschlossen und nicht nur verängstigt.

Die Nacht war gerade erst angebrochen, doch er hatte sich nicht getraut, noch länger zu warten. Je später er aufbrach, desto schwächer würden er und das Mädchen werden. Er hatte zwar etwas Wasser auftreiben können, aber der Hunger plagte ihn bereits seit Wochen, und er wusste nicht, ob er weglaufen oder kämpfen musste, wenn er erst getan hatte, wovon es ihm so graute. Doch sie brauchten das Geld. Es war egal, wie er sich dabei fühlte. Solange Ileija satt und gesund war, war alles gut.

Es war alles gut.

Als Farisio einige Minuten später dem ersten Perversen begegnete, der seine Gestalt lüstern mit Blicken verschlang, wurde ihm übel. Er überlegte nicht lang, sondern rannte. Selbst für Ileija war er hierfür nicht bereit.

Immerhin gab es noch andere Wege, um Geld zu verdienen, wenn man auf der Straße lebte und vor einem Verbrechen nicht zurückschreckte. Farisio musterte das große, dunkle Gebäude, das er zuletzt vor einer Woche aufgesucht hatte und das jetzt verlassen vor ihm lag. Sein Puls raste. Er beobachtete das Haus bereits seit einer halben Stunde, daher wusste er, dass es keine Wachen hatte. Doch Wachen waren nicht das einzige Problem, das seinem Vorhaben im Weg stand. Die vermögenden Bürger hatten genug Geld, um sich alle möglichen Arten des Schutzes zu kaufen. Er wusste nur nicht, für welche sich dieser Bürger entschieden hatte.

Klar, er hätte sich auch ein anderes, leichteres Haus für seinen allerersten Einbruch aussuchen können, aber das ließ sein Gewissen nicht zu. Von diesem Mann wusste er wenigstens, dass er ein Verbrecher und ein Dieb war. Einen ehrlichen, unbescholtenen Stadtbewohner auszurauben, das brachte Farisio nicht fertig.

»Dieser Mann hat es verdient«, murmelte er vor sich hin, wie um sich selbst zu überzeugen.

Aber hatte er das wirklich? Zweifel an sich und seinem Vorhaben kamen wieder in ihm auf. Nur weil der Pfandleiher ihm den Ring und die Kette seiner Mutter weggenommen hatte, hieß das nicht, dass es sich bei ihm um einen schlechten Kuftari handelte. Er wusste nicht länger mit Sicherheit, ob der Mann aus Gier gehandelt hatte oder in der Überzeugung, dass Farisio ein Dieb war. Seine Gewissheit, im Recht zu sein, geriet ins Wanken.

»Der Schmuck gehört mir und der Mann hat ihn genommen, ohne ihn zu bezahlen. Das macht ihn zu einem Dieb«, sagte er laut, um seine Zweifel zu übertönen.

Er begriff, dass er keine Wahl hatte. Wenn er nicht beim Pfandleiher einbrach, dann hatte er kein Geld für Essen oder Kleidung. Und beides brauchten Ileija und er dringend.

Mit der Entschlossenheit der Verzweifelten musterte er das Gebäude erneut. Das Erdgeschoss war vermutlich durch Zauber geschützt. Die seltsame Form der Lampen neben den Türen und Fenstern ließ ihn vermuten, dass in ihnen Ordnungssteine versteckt waren, die jede Störung durch Eindringlinge mittels eines lauten Alarms melden würden. Er musste einen anderen Weg finden.

Als Nächstes musterte Farisio das alte Nachbargebäude, das einige Meter neben dem Geschäft des Pfandleihers stand. Es war gut beleuchtet. Aus dem Dunkel seines Verstecks hatte er Wachen im und um das Haus patrouillieren sehen. Der Besitzer war definitiv nicht so reich wie der Pfandleiher.

Seine Zweifel, ob er das Richtige tat, schwanden. Was war das für ein Kuftari, der die Verzweiflung der Ärmsten ausnutzte, um auf ihre Kosten ein Vermögen anzuhäufen? Ordnungssteine kosteten sehr viel Geld und der Pfandleiher hatte sein Gebäude mit schätzungsweise drei Dutzend von ihnen gesichert.

Farisio lief los. Geräuschlos packte er die metallene Stange der Straßenlaterne und schwang sich hoch. Innerhalb von Sekunden war er von der Lampe auf das Fensterbrett im zweiten Stock geklettert. Ein schmaler Sims führte am Gebäude entlang, gerade breit genug für seine Zehen.

Farisio verspürte eine unnatürliche Ruhe, während er lauschte, seine Finger in das poröse Mauerwerk krallte, bis sie bluteten, und sich dabei Zentimeter um Zentimeter an der Wand entlang zum Regenrohr hangelte.

Der Wind umschmeichelte ihn und streichelte seine Wange. Er gab ihm die Gewissheit, dass niemand ihn bislang gesehen hatte und dass sein Freund ihn warnen würde, falls ihn jemand entdeckte.

Es dauerte keine Minute, bis er das Regenrohr erreicht hatte. Doch er hatte ein Gefühl, als würde alles um ihn herum verlangsamt ablaufen. Nur sein Herz rannte wie im Galopp und machte ihn schneller und aufmerksamer als sonst. Die Müdigkeit, der Hunger und die Gewissensbisse waren vergessen. Es zählte nur noch die Durchführung seines Plans.

Kurz darauf stand er auf dem Dach des Nachbargebäudes und starrte zu seinem Ziel hinüber, von dem ihn immer noch ein paar Meter trennten. Er wünschte sich, fliegen zu können wie die Nachkommen von Wirilat, zu ihnen zu gehören und

einen ihrer geflügelten Freunde zu reiten. Doch wie er wusste, war das ein kindischer Traum.

Er unterließ es, die Entfernung zwischen den beiden Dächern zu schätzen. Vermutlich war der Abstand zu weit, aber er musste es einfach schaffen. Ileija zählte auf ihn.

Farisio atmete einmal tief durch, dann fixierte er das flache Dach gegenüber und lief los. Schon war er in der Luft und genoss den kurzen Moment, in dem er sich einreden konnte zu fliegen, bevor er auf dem Nachbardach aufkam, umknickte und mit dem Gesicht voran aufschlug.

Ängstlich lauschte er. Dabei blieb er liegen, atmete tief ein und blendete den Schmerz aus. Wenn er schrie, würden sie ihn schnappen. Also würde er nicht schreien. Es benötigte Willenskraft, um sich einzureden, dass er keine Schmerzen, keinen Hunger und keine Angst hatte. Aber darin hatte er Übung.

Als es ein paar Minuten lang still geblieben war, rappelte er sich leise auf. Er war nicht entdeckt worden, doch je länger er wartete, desto größer wurde die Gefahr, dass ein Luftschiff der Wache über ihn hinwegflog und er entdeckt wurde.

Das nächste Problem ließ nicht lange auf sich warten. Als er vor dem Eingang zum Treppenhaus stand, summte es ihm schon fröhlich entgegen.

Ein Ordnungsstein. Verdammt!

Er wusste nicht, ob es überhaupt eine Möglichkeit gab, den Schutz vor Einbrechern zu überlisten, aber er musste es versuchen. Ein paar Meter von der Tür und dem Ordnungsstein entfernt hielt er inne. Mit geschlossenen Augen lauschte er, bis das Summen des Schutzsteins das Einzige war, was er hörte. Es dauerte nicht lange und seine geübten Ohren, die sonst immer dem Wind lauschten, hatten eine Melodie erkannt.

Farisio begann zu summen. Sein Duett mit dem Ordnungsstein beflügelte ihn. Er würde es schaffen.

Mit wenigen Schritten war er bei der Tür. Immer noch summend packte er die Klinke und drückte sie herunter. Die Tür schwang mit einem leisen Knarzen nach außen. Er huschte ins Innere und schloss sie hinter sich. Als er sich ein paar Meter vom Eingang entfernt hatte, verstummte er und lauschte.

Stille.

Erleichterung durchströmte ihn, dass er es geschafft hatte. Er war drin.

Leise ging er die Treppe hinab. Es war dunkel, und er musste sich die Wände entlangtasten, doch das störte ihn nicht. Die nächtliche Dunkelheit war nicht sein Feind, im Gegenteil, sie versprach ihm Schutz.

Im Erdgeschoss angekommen, orientierte er sich an seinen Erinnerungen. Die Geschäftsräume des Pfandleihers standen ihm immer noch bildhaft vor Augen. Rasch hatte er das Büro gefunden und begann die Schubladen zu durchsuchen. Kopfschüttelnd wunderte er sich über den Leichtsinn des Mannes, der seinen Besitz nur der Magie der Schutzsteine anvertraute und sich noch nicht einmal die Mühe machte, die Schubladen abzuschließen. Rasch hatte er das Geld gefunden.

Es war mehr, als die gestohlene Kette und der Ring wert waren. Seine Hand zuckte über den Geldstücken. Er konnte es einfach nicht. Er konnte nicht nehmen, was ihm nicht gehörte. Er war kein Dieb.

Rasch schätzte er den Wert der beiden Schmuckstücke und zählte dann die entsprechenden Münzen im schwachen Licht der Straßenlaternen ab. Er musste sich beeilen. Wenn das Licht ausreichte, dass er die Münzen erkennen konnte, dann war er auch von draußen zu sehen.

Farisio steckte seine Bezahlung in die Hosentasche und huschte zur Eingangstür. Von innen gab es keine Ordnungssteine, doch er würde den Alarm auslösen, sobald er einen Schritt über die Schwelle machte.

Vorsichtig öffnete er die Tür einen Spalt und lauschte auf die Melodie der Ordnungssteine. Dann summte er, bis er die Schritte und Stimmen der Wachen nebenan nicht mehr hörte.

Als er die Pfandleihe verließ, glaubte er, Blicke auf sich zu spüren. Doch er ließ sich nicht beirren und summte weiter, bis er die Reichweite der Schutzsteine verlassen hatte. Dann sparte er sich den Atem, um zu rennen.

Jemand fluchte leise. Farisios Panik wuchs. Er hatte recht gehabt. Irgendjemand hatte ihn entdeckt!

Er hörte Schritte hinter sich, aber keine Schreie, was ihm noch mehr Angst einjagte. Wer auch immer hinter ihm her war, wollte nicht entdeckt werden, was die Stadtwache und die Wachen des Nebengebäudes ausschloss.

Furcht ließ ihn noch schneller laufen. Er hörte seinen Verfolger keuchen. Farisio war schon immer flink gewesen, und das Leben auf der Straße hatte ihm viel Übung im Davonrennen beschert. Dass er den Mann hinter sich – und dass es ein Mann war, das wusste er – abschütteln konnte, daran zweifelte er nicht.

Doch er hatte nicht mit dessen Verbündetem gerechnet. Als er in die nächste Querstraße bog, rammte er ein großes, wenn auch weiches, Hindernis.

»Uff!«, machte er, fiel rückwärts zu Boden und landete schmerzhaft auf seinem Gesäß.

Der Mann, der vor ihm stand, war weit über zwei Meter groß und sehr dick. Farisio war an seiner gepolsterten Mitte abgeprallt. Doch statt wütend zu sein, lächelte der Dicke ihn nur vergnügt an.

»Hallo, kleiner Mann«, sagte er und packte Farisio, um ihn hochzuziehen und ihn sich kurzerhand unter den kräftigen Arm zu klemmen. Es störte ihn nicht im Geringsten, dass Farisio sich wehrte und wild um sich trat.

Schnaufend traf Farisios Verfolger ein. »Verdammter kleiner Dieb«, schimpfte er zornig.

»Keine Sorge, ich hab' ihn«, verkündete der Dicke und sein Kumpan musterte Farisio erfreut.

Dann lachten die beiden und Farisio schloss entsetzt die Augen.